

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 10

Artikel: Bauten aus der Gründerzeit
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

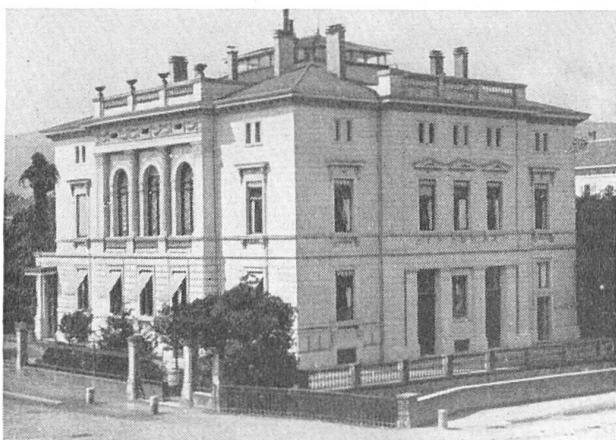
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Klassizistisches Wohnhaus, erbaut 1826. Die strenge Blockform und die klassischen Säulen des Adels-Palais sind auf das bürgerliche Wohnhaus übertragen, doch mit feinem Takt gehandhabt, würdig, nicht protzig.



Spätklassizistische «Villa», am Übergang zur Neurenaissance, um 1880. Nicht größer, aber viel anspruchsvoller als Abb. 1; die Architekturformen beginnen üppig zu werden.



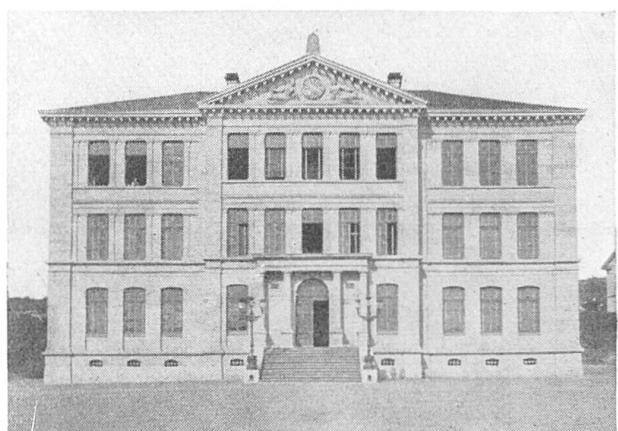
Ein Schritt über Abb. 2 hinaus: der regelmäßige Block in voller Zersetzung. Zwei Ansichten durchkreuzen sich: in der regelmäßigen Anlage der Vorderseite äußert sich das Bedürfnis nach Würde, unterstrichen durch protzige Häufung der Renaissanceformen, das Bedürfnis nach Bequemlichkeit hat aber zu Anbauten rechts und links geführt. Um 1880.

Bauten aus

ES IST LEICHT, SICH ÜBER SOLCHE VERIRRUNGEN LUSTIG ZU MACHEN; LEHRREICHER IST ES SICH ZU FRAGEN, WIE ES DAZU KOMMEN KONNTE.

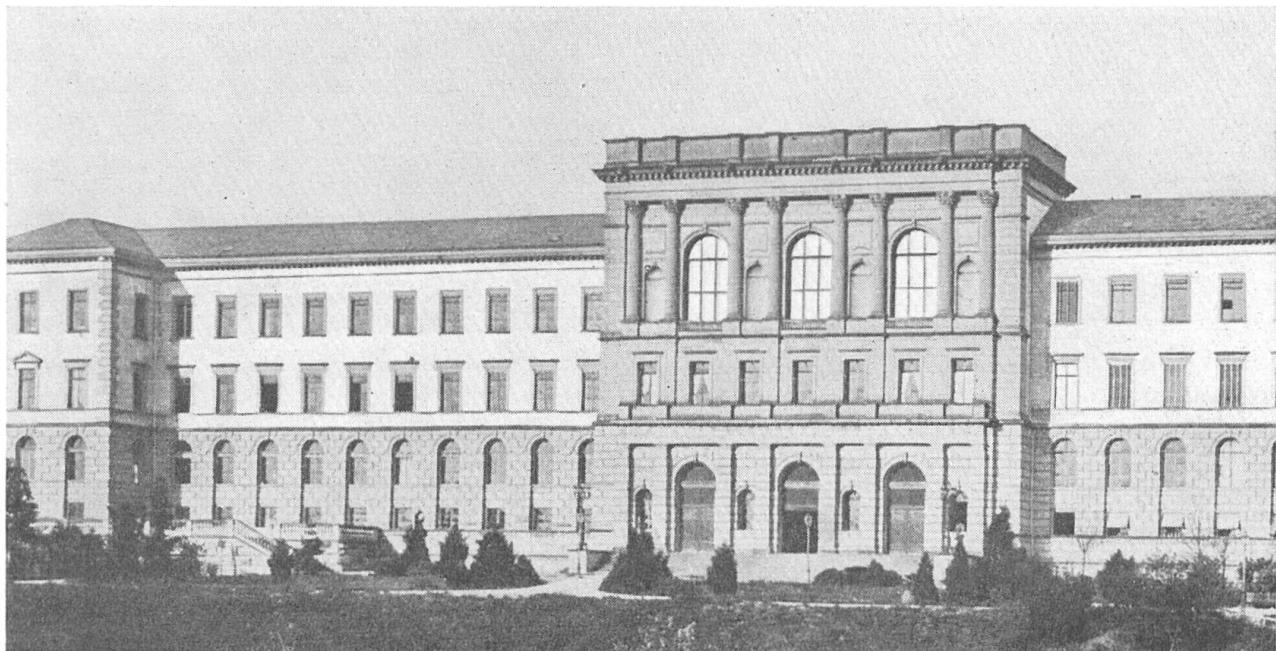
Die Bauten aus der Zeit etwa von 1870 bis 1910 sind für uns heute zum Inbegriff der Geschmacksverirrung geworden. Und leider ist gerade in dieser Zeit in allen europäischen Städten die Bevölkerung lawinenartig angewachsen, es wurde enorm viel gebaut, so daß in allen ältern großstädtischen Hauptstraßen, aber auch in den damals entstandenen «Villen»-Vierteln die Bauten dieser Art noch heute den Ton angeben. Man pflegt ihren Stil als «Neurenaissance» oder «Historismus» zu bezeichnen; denn die Architekten jener Jahrzehnte glaubten die Stilformen früherer Jahrhunderte auf ihre Neubauten übertragen zu dürfen — was wir heute als eine Verirrung ansehen, denn diese Stilformen waren jeweils der Ausdruck ganz bestimmter, ein-

Ein spätklassizistisches Sekundarschulhaus, 1878; grundanständig, würdig, ohne übertriebenen Aufwand. Die dicht gereihten großen Fenster befriedigen das Lichtbedürfnis, ohne den klassischen Typus zu sprengen.



der Gründerzeit

VON PETER MEYER

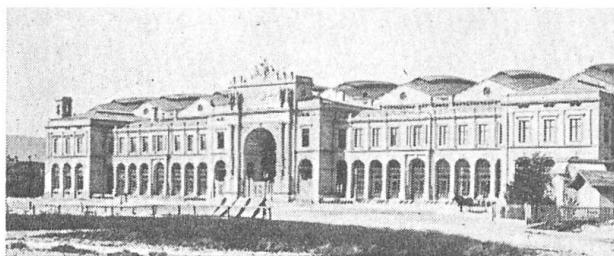


maliger geistig-kultureller, sozialer und politischer Zustände, weshalb sie sich nicht auf andere Zeiten mit andern Verhältnissen übertragen lassen.

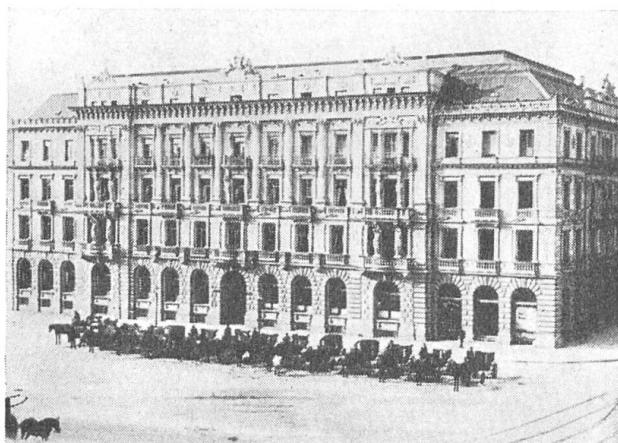
Die Stadtseite des Eidg. Polytechnikums in Zürich, Pläne von 1859. Spätklassizistisch, am Übergang zur Neurenaissance. Für das repräsentative Bauwerk der erneuerten Eidgenossenschaft erstaunlich zurückhaltend; nur der Mitteltrakt ist ausgesprochen monumental, mit reicher, aber zarter und scharfer Gliederung von vorzüglich abgewogenen Verhältnissen.

Es ist leicht, sich über solche Verirrungen lustig zu machen, lehrreicher ist es, zu fragen, wie es dazu kommen konnte; denn es sind die führenden Köpfe ihrer Zeit gewesen, die so gebaut haben und die diese Bauten bestellt und bewundert haben. Es sollte stutzig machen, daß selbst die damals modernsten Schriftsteller und Maler — einschließlich der großen französischen Impressionisten — niemals grundsätzlichen Widerspruch dagegen erhoben haben, auch sie haben wohl nicht jedem einzelnen Bauwerk, aber der Stilrichtung im ganzen zugestimmt. So wollen wir einmal fragen, was für Gedankengänge hinter dieser Formenwelt gestanden haben könnten, die wir heute in Bausch und Bogen ablehnen.

In den meisten Fällen, und in allen hier abgebildeten, ist es die Formenwelt der Säulen, Bogen und Gebälke, die herangezogen wird, also die «klassische» Formenwelt, wie sie von den alten Griechen geprägt, von den Römern vielfach verändert und in der italienischen Renaissance um 1500 erneuert worden war, zum Gebrauch an Kirchen und Palästen. Sie blieb, in vielen Varianten, solchen Ausnahmebauten vorbehalten bis zur Zeit der Französischen Revolution, also bis gegen 1800. Von da an ist es nicht mehr die Kirche und die Monarchie und ihr Adel, die in Geschmacksdingen den Ton angeben, sondern das frei gewordene Bürgertum. Im stolzen Bewußtsein, nun selbst die kulturelle, finanzielle



Der Bahnhof Zürich nach dem Umbau von 1867. Der vorigen Abbildung verwandt: Der Mittelbau hervorragend schön und fein gegliedert, gewissermaßen als Triumphbogen der Stadt gedacht und als ein Tempel für die junge Göttin «Eisenbahn», zu verstehen aus der damaligen Begeisterung für den technischen Fortschritt.



Bankgebäude am Zürcher Paradeplatz, erbaut 1877. Neurenaissance französischer Tönung, reich, doch feingliedrig und immer noch weniger protzig als die Bauten der folgenden drei Abbildungen und an den Ecken ins Schlichtere abklingend.

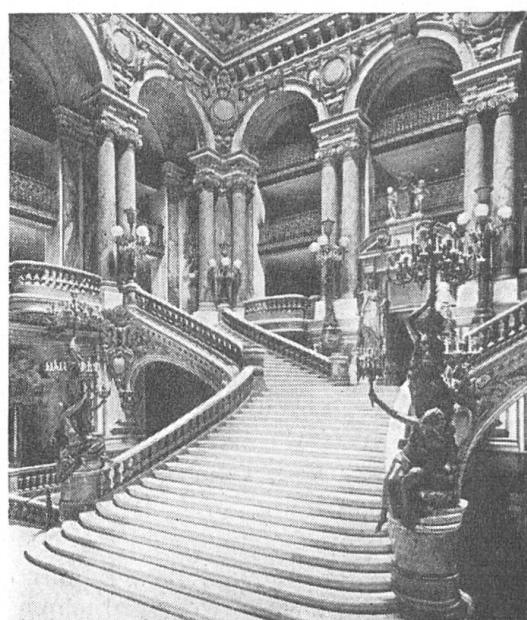


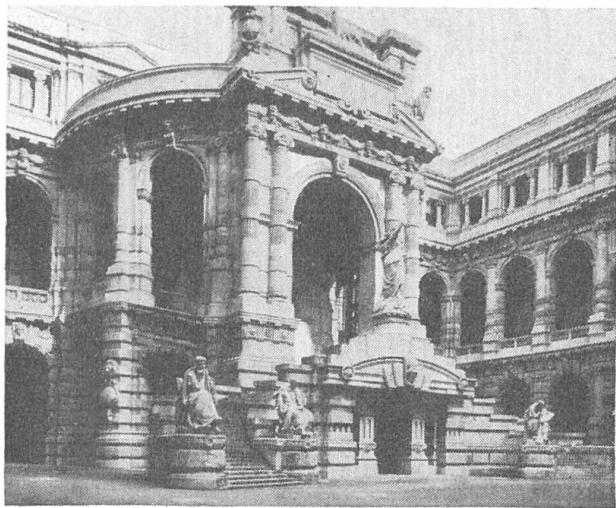
Alte Börse in Zürich, erbaut 1885. Neurenaissance, die Zartgliedrigkeit hat einer wuchtigeren Instrumentierung Platz gemacht, der ganze Block ist ein Monumentalpalast mit blinder Häufung klassischer Gliederungen.

und politische Macht in Händen zu halten, überträgt nun dieses Bürgertum die Architekturformen, die die repräsentativen Bauten der vorher regierenden Kreise ausgezeichnet hatten, auf seine eigenen Bauten, auf seine Wohnhäuser, seine Schulen und auf die neuen Bauaufgaben der aufblühenden Industrie. Es mag gegenüber diesen Mächten, denen man den neuen Wohlstand verdankte, sogar ein Gefühl der Dankbarkeit mitgesprochen haben, wenn man Bahnhöfe, Banken, Fabriken nun mit den gleichen Architekturformen schmückte, die vorher die Königsschlösser geschmückt hatten.

Im Großen gesehen war das ein durchaus sinnvoller und wohl unvermeidlicher Vorgang, wennschon er auf dem Gebiet der Architektur zu einer wahren Katastrophe geführt hat. Denn diese klassischen Formen haben von vornherein den Charakter des Feierlichen, des Monumentalen, und architektonisch betrachtet haben sie darum nur Sinn an Ausnahmebauten, die auf besondere Würde Anspruch erheben dürfen, als Ausdruck der Kirche oder des Staates. Überträgt man solche Formen der Auszeichnung auf beliebige Wohnhäuser, Geschäftshäuser, Primarschulen oder gar Fabriken, so laufen sie leer. Auch hat man keine

Stiegenhaus der Opéra, Paris, begonnen 1867. Nicht ohne architektonische Qualitäten, das Detail zum Teil von Künstlern hohen Ranges. Der Bau wird aber nicht hierdurch, sondern durch das Fortissimo seiner Formenhäufung vorbildlich für unzählige Regierungsgebäude, Banken, Palace-Hotels usw., vom Bundespalast in Bern bis nach Rumänien und Südamerika.





Justizpalast in Rom, erbaut 1889—1910. Ein Äußerstes an babylonischer Häufung klotzig-monumentaler Formen. Unser Bundespalast in Bern ist leider nicht besser, nur ängstlicher.

Möglichkeit mehr, wirklich wichtige Bauten architektonisch auszuzeichnen, wenn die Mittel der Auszeichnung schon an gewöhnliche Bauten verschwendet sind. So blieb keine andere Möglichkeit, als an wirklich wichtigen Bauten die klassischen Formen bis zum barbarischen Übermaß anzuhäufen — aber die Geschäftshäuser und Mietkasernen nahmen nur schon aus Reklamegründen den Wettlauf auf und taten desgleichen.

Ein Zürcher Geschäftshaus der achtziger Jahre. Ein schlechter Witz: der relativ kleine, schmalbrüstige Baukörper ist mit Palastformen überladen, die für ein viermal größeres Gebäude ausreichen würden. Leerlaufende Dekoration bei völlig verkümmertem Körperfgefühl.



Dazu kam ein zweiter Gedankengang. Die romantische Bewegung hatte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das Interesse an der Vergangenheit geweckt und ihre Stilarten unterscheiden gelehrt. Der Klassizismus sah in den klassischen Bauformen die einzigen, ein- für allemal maßgebenden, eine in sich ruhende Welt, so objektiv für alle Zeiten und Völker gültig, wie die Welt der Zahlen. Die Romantik dagegen stellte alle Stilarten in den gleichen Rang, für Kirchen z. B. schien die gotische Formenwelt passender als die klassische, denn das Mittelalter hatte ein besonders enges

Geschäftshaus von etwa 1894. Neubarocke Dekoration — darunter verbirgt sich aber eine Glas-Eisen-Fassade, wie sie kein Avantgarde-Gebäude der 1920er oder 30er Jahre in größerer Konsequenz aufweist — hier trügt der Schein in anderer Richtung als bei dem Zürcher Geschäftshaus links unten.



Verhältnis zur Religion. Für Rathäuser verwendete man gern spätgotische Formen aus jener Zeit, in der die freien Städte ihre glänzendste Blüte erlebt hatten, und überall stellte man den allgemeingültigen, internationalen klassischen Formen die Nationalstile gegenüber — meist regionale Abarten dieser klassischen Formen, wie deutsche oder französische oder niederländische Renaissance usw. Auch diese Idee hatte einen großen Zug, und sie war echtestes 19. Jahrhundert: Die neue geschichtliche und kunstgeschichtliche Wissenschaft hatte die Vergangenheit erschlossen und verfügbar gemacht, wie die Naturwissenschaft und Technik alle Naturschätze erschlossen hatten; und mit dem gleichen stolzen Fortschrittsbewußtsein, mit dem man die Natur immer mehr beherrschte, ging man

daran, auch die ganze Vergangenheit auszubeuten und ihre Kunstformen nach freier Wahl den neuen Bauaufgaben dienstbar zu machen.

Wir haben heute diese pioniermäßige Unbekümmertheit nicht mehr, und von ihren Ergebnissen sind wir entsetzt. Heute sucht man die Bauformen unmittelbar aus der Technik und aus den materiellen Bedürfnissen, der «Funktion», zu entwickeln, denen das Bauwerk dienen soll. Und darüber hinaus lehnt man sich allenfalls noch an die impo-

nierende Welt der Ingenieurkonstruktionen und der Maschinen an, was sich in fünfzig Jahren vielleicht auch manchmal seltsam ausnehmen wird.

Auch unter den heute so verachteten Bauten vom Ende des 19. Jahrhunderts gibt es bessere und schlechtere, und es lohnt sich, sie zu unterscheiden. Denn jede Zeit hat ein Anrecht darauf, nach ihren besten Leistungen beurteilt zu werden und nicht nach ihren schlechtesten.

NATURGEHEIMNISSE UNSERER HEIMAT

WALTER LEUTHOLD

Pflanze und Tier am Scheiderweg

AUF den ersten Blick erscheint es recht müßig, die Frage zu stellen, wo die Grenze zwischen Pflanzen und Tieren liege. Wer ein wenig nachdenkt, wird sagen: Alles was frißt und sich bewegt, wird zu den Tieren gehören; alles was grün ist und im Boden wurzelt, muß dem Pflanzenreich zugeteilt werden.

Gewiß war es nicht schwierig, alle höher entwickelten Geschöpfe in eine systematische Rangordnung von Pflanzen und Tieren einzuteilen, wie es einstmals Linné getan. Allein von dem Augenblicke an, wo die Naturwissenschaft durch die Erfindung des Mikroskopes in die bisher unbekannte Kleinwelt einzudringen vermochte, traten Probleme auf, deren Lösung z. T. bis heute noch nicht gelungen ist. Wie wäre es sonst möglich, daß heute noch gewisse Gruppen von Lebewesen von Botanikern als

Pflanzen, von Zoologen als Tiere angesprochen werden.

Um einer Lösung der gestellten Frage näher zu kommen, müssen wir auf die niederste Stufe des Pflanzen- und Tierreiches hinuntersteigen, zu jenen Lebewesen, deren Körper nur aus einer einzigen winzigen Zelle besteht. Durchmustern wir unterm Mikroskop einen Watertropfen aus einem Tümpel, dann drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, welche von den das Gesichtsfeld durchkreuzenden Einzellern wohl zu den Tieren, welche zu den Pflanzen zu rechnen seien. Gibt es überhaupt für diese niedersten Organismen ein sicheres Unterscheidungsmittel? Offenbar muß ein solches einzelliges Lebewesen schon ganz charakteristische Eigenschaften auf sich vereinigen, die es unzweifelhaft entweder als Pflanze oder als Tier erkennen lassen. So gehören zu den niederen einzelligen Tierchen oder Protozoen die aus einem winzigen Protoplasma-klümpchen aufgebauten Amöben oder Wechseltierchen. Ihr aus einer schleimartigen Masse bestehender Körper wechselt nämlich seine